



LEBENDIGE BILDER
MIT HANDLUNGSMACHT
MARIANNE KOOS

Studium der Kunstgeschichte und Philosophie an der Universität Wien. 2001 Promotion (Frankfurt/Main), 2010 Habilitation (Fribourg). Zahlreiche Auszeichnungen mit wissenschaftlichen Preisen, u. a. der SAGW (Prix Jubilé 2008) und internationalen Fellowships, u. a. des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, Max-Planck-Institut oder der Columbia University (2011). Arbeitstitel des Projekts am Wissenschaftskolleg: „Oberflächenmetaphern in Kunst und Kunsttheorie, 1500–1900.“ Publikationen: *Haut, Farbe, Medialität: Oberfläche im Werk von Jean-Etienne Liotard, 1702–1789* (München, 2014); *Bildnisse des Begehrens: Das lyrische Männerporträt in der venezianischen Malerei des frühen 16. Jahrhunderts: Tizian, Giorgione und ihr Umkreis* (Berlin/Emsdetten, 2006); „Haut als mediale Metapher in der Malerei von Caravaggio.“ In *Weder Haut noch Fleisch: Das Inkarnat in der Kunstgeschichte*, hg. v. Daniela Bohde und Mechthild Fend (Berlin, 2007). – Adresse: Université de Fribourg, Département des sciences historiques, Domaine Histoire de l’art et Archéologie, Avenue de l’Europe 20, 1700 Fribourg, Schweiz.
E-mail: Marianne.Koos@unifr.ch

Gekommen bin ich ans Wissenschaftskolleg zu Berlin mit dem Ziel, mein Forschungsprojekt zur Umschreibung von Bildoberflächen mit Metaphern, die dem menschlichen Körper entlehnt sind, weiterzuführen, zu vertiefen und methodologisch zu verdichten. Wieso, so meine zentrale Frage, wurden in historischen Kunsttraktaten und in der Kunstliteratur Oberflächen von Bildern als „Haut“ bezeichnet (pelle / buccia / cutis / peau / épiderme), wenn Begriffe wie „Oberfläche“ (surface / superficie) durchwegs zur Verfügung standen? Weshalb wurden Farben als „lebendig“ apostrophiert und mit

Fleisch verglichen, bestimmte Farbschichten und Formen des Farbauftrages als „tote Farbe“ titulierte (dootverf / dootverwsel / dead coloring) oder dort, wo die mimetische Illusion der Lebendigkeit nicht funktioniert, als reine Schminke, ein Färben und Schmierren (empiastrare / tingere bene / farder / teindre) kritisiert? Wie diese Begrifflichkeit erkennen lässt, wurden Bilder selbst „im Zeitalter der Kunst“ nicht als totes Material, sondern als gleichsam organische Wesen verstanden, die leben, atmen, auf Reize reagieren können. Hier scheint eine Form der Animation von Bildern am Werk, im Sinne einer Anerkennung der ihnen eigenen, im Akt der Wahrnehmung erfahrbaren, aktiven Handlungsmacht. Oberflächenmetaphern wie die oben genannten thematisieren das (materielle) Bild als Ergebnis einer medialen Verkörperung, das kaum losgelöst vom Betrachter und dessen (lebendigem, vergänglichem) Körper gedacht werden kann. Und dennoch ist hier kein simpler Animismus am Werk. Vielmehr gilt es, das Spannungsfeld zu erkennen, das zwischen der komplexen kunsttheoretischen Bezugnahme auf eben diese organischen (somatischen) Metaphern und der Reflexion der genuinen Bedingungen des Bildes als Bild in den Bildern selbst besteht (ihrer Flächigkeit und „toten“ Materie also); ein Spannungsfeld, das von Künstlern in ihren ausgeführten Werken auch aktiv thematisiert worden ist. Ausgehend von meinen Studien zu Caravaggio oder Liotard war es mein Ziel, weitere Kapitel zu erarbeiten, die erlauben, einen Bogen von der Kunst des 16. bis ins späte 19. Jahrhundert zu spannen und damit ein näheres Verständnis vormoderner Bildlichkeit in ihrer Entwicklung zu erschließen.

Dieses Forschungsprojekt war dann auch Gegenstand meines Vortrags im Dienstagskolloquium, und ich werde die überwältigenden Reaktionen meiner Mit-Fellows aus den verschiedensten Disziplinen nicht vergessen, die, ungeachtet der fachlichen Differenzen und Distanzen, ungewöhnlich produktive und wache Fragen stellten. Besonders die aufmerksamen Bemerkungen von Martin Mulsow, Daniel Boyarin, Luca Giuliani und Cristina Lafont haben mich weiter über das Vorgetragene nachdenken lassen. Doch wäre es verfehlt, diesen Aufenthalt auf wissenschaftliche Ergebnisse alleine zu reduzieren – so wichtig sie sind: Das Wissenschaftskolleg zu Berlin hat eine andere Dynamik, wird von einem anderen Geist inspiriert als von einem zielstrebigem Ausarbeiten mitgebrachter Forschungsprojekte. Blicke ich auf das Jahr zurück, so sind es die unerwarteten Irritationen, die die nachhaltigsten Erfahrungen bilden.

Und die begannen spätestens mit der Vorstellung der Bibliothek und ihren grenzenlosen Möglichkeiten. Etwas besorgt, ob ich die am heimischen Schreibtisch zurückgelassene Literatur vor Ort auch wirklich finden würde, wurde mir bald klar, dass ich am

Wissenschaftskolleg zu Berlin ohne Fachbibliothek für die eigene Disziplin besser mit Büchern versorgt sein würde denn an jedem Spezialinstitut. Die unbegrenzte Zahl der entlehnbaren Werke ließ mich sogleich meine Regale füllen – um dann angesichts der mich anstarrenden Konvolute über das Jahr hinweg ein immer schlechteres Gewissen zu entwickeln. Dennoch bin ich der Bibliothek, und ganz besonders Sonja Grund, unendlich dankbar, die mir nicht nur den schönsten Arbeitsplatz eingerichtet hat (bis mich der harsche Winter mit zweistelligen Minusgraden dezidiert von dort vertrieb), sondern mich auch mit eigeninitiativen Buch- und Quellenrecherchen immer weiter in die Tiefen meines Projektes verschwinden ließ – zeitökonomisch keineswegs ein kluger Schritt, der allerdings zu neuen, fruchtbaren Ideen führte.

Produktive Irr-Itationen gingen zweifellos auch von meinen Mit-Fellows aus. Skeptisch interessiert, welche Dynamiken der wissenschaftliche Austausch zwischen allen nur denkbaren Fachbereichen generieren würde, mit klassischen Altertumswissenschaftlern wie Nanophysikern, mit Wirtschaftswissenschaftlern wie Biologen, und ob denn unsere bildwissenschaftlichen Fragen so differenten Disziplinen vermittelt werden könnten, war es ein wertvolles Erlebnis für mich, dass jedes Kolloquium Stoff für bereichernde Beobachtungen bot – und seien dies nur die Traditionen der Präsentation in den verschiedenen Fachbereichen oder die möglichen Formen der pointierten Diskussion. Und es war eine erfreuliche Erfahrung für mich, dass eine genaue, detaillierte Bildanalyse umgekehrt offenbar (fast) alle Disziplinen erreicht. Diesen Eindruck erweckten zumindest die folgenden Mittag- und donnerstäglichen Abendessen, die, anfänglich mit etwas Widerstand angenommen, im Laufe des Jahres wohl nicht nur für mich zu einer freudigen Quelle des Austausches wurden; Fixpunkte des Zusammentreffens, von denen ich staunend über die Breite der möglichen Gesprächsthemen heiter inspiriert an meinen Schreibtisch zurückkehrte. Viel zu häufig, um die Wissenschaft alleine zum Thema zu machen, enthüllten sich mir dort die Persönlichkeiten und Lebensentwürfe, Wünsche und Ideen meiner Mit-Fellows, die in ihrer kollegialen Art eine bleibende Bereicherung bilden.

Eine bereichernde Irr-Itation waren zudem die Diskussionen im engeren Arbeitskreis zu „Bildwissenschaften/Bildtheorie“, ein keineswegs originelles Thema, wie mich Reinhart Meyer-Kalkus bald wissen ließ, wenn unsere Gruppe auch zweifellos einzigartig war. Was liest man in einem Arbeitskreis, der die Interessen aller Partizipierenden fruchtbar verbinden soll? Wir haben uns auf das „alte/neue“ (Meta-)Thema der (Handlungs-)Macht der Bilder verlegt, um schließlich auf die klassischen Autoren (wie Warburg

und Cassirer) zurückzukommen. Diese Auswahl war nicht immer ganz leicht: Zum einen galt es zu realisieren, dass ein guter Teil der Debatte, die von deutschsprachigen Kunsthistorikern ausgegangen war und in den letzten Jahrzehnten weitergeführt worden ist, unter nicht deutschsprachigen WissenschaftlerInnen nur in ihren englischen Vertretern angekommen ist. Für manche allzu bekannt, waren viele dieser Schriften für andere durchwegs eine Entdeckung. Und das spätestens im Moment, wenn wir bestimmte Autoren nicht nur lesen, sondern sogleich auch persönlich ins Kolleg zu uns einladen konnten. Mit ihnen über wissenschaftliche Grenzen hinweg ins Gespräch zu kommen, und das dann besonders glücklich, wo es spontan geschah (im endlich frühlingshaften Garten des Hauptgebäudes, umgeben von blühenden Magnolien vor sattem Grün), ist zweifellos ein Privileg, welches das Wissenschaftskolleg als Institution ungleich gut ermöglichen kann. Besonders beeindruckt haben mich hierbei die Kenntnisse, die notwendig zusammenfließen, wenn Personen aus so verschiedenen Kulturen und mit unterschiedlichsten Biografien, Wissenschaftler wie Künstler, zusammenfinden und ihre reichen Kenntnisse von Sprache, Philosophie, aber auch künstlerischer Praxis zur Verfügung stellen. Besonders viel gelernt habe ich von den sensiblen Beobachtungen meiner Kollegen José Burucúa und Kamal Boullata, Letzterer mit unschätzbaren Kenntnissen der arabischen Sprache und einer subtilen künstlerischen Praxis, die unsere Diskussionen oft in andere, unerwartete Bahnen lenkte.

Wobei die Widerstände der Sprache stets präsent waren. Mag das Konversieren in vier Sprachen an den Mittags- und Abendtischen problemlos vonstattengehen: Nicht ist das der Fall, sobald die Wissenschaft zur Frage steht. Überraschenderweise habe ich dieses Jahr mehr Zeit mit den Grenzen von Sprache verbracht denn in irgendeinem anderen Jahr. Und das vielleicht gerade deshalb, weil mir zum ersten Mal ein kompetenter Übersetzer ins Englische zur Seite stand (ein großartiger Service des Wissenschaftskollegs, der genauso wie die wunderbare IT-Abteilung unbedingt erhalten und ausgebaut werden sollte). Eine der sehr deutlichen Erfahrungen aus diesem Jahr ist zu meinem Bedauern, dass die deutschsprachige Wissenschaftslandschaft „außerhalb“ so gut wie nicht existiert. (Wie erstaunlich für mich, das Erstaunen meiner Mit-Fellows wahrzunehmen, wie reich die deutschsprachige Wissenschaft und Kultur vom Wissenschaftskolleg zu Berlin aus betrachtet doch eigentlich ist.) Doch wenn es nicht nur um das Vermitteln von Informationen geht, sondern auch um Wissenschaftstraditionen, die gerade in unserem Fach der Kunstgeschichte/Bildwissenschaften im Deutschen fußen? Wenn die Art zur Frage steht, wie etwas rhetorisch vorgebracht wird, wenn Begrifflichkeiten in anderen

Sprachen einfach nicht existieren – wie lässt sich der Verlust möglichst reduzieren? Unser Lesekreis war letztlich ein Forum auch für diese Fragen (sehr unterstützt von der sprachlichen Sensibilität von Elizabeth Key Fowden), weil wir stets versuchten, Begrifflichkeiten nachzugehen, gemeinsam nach Worten fahnden mussten, die sich allzu oft als unzureichend für alle enthaltenen Konnotationen erwiesen. Diese – wenn man sie ernst nimmt – Unzählbarkeit der Sprache, ihre immer wieder aufscheinende unkontrollierbare Handlungsmacht, ist eine Herausforderung, die wohl jeden Jahrgang aufs Neue beschäftigen wird, nicht ohne die Gewissheit, dass gerade diese sprachlichen Widerstände das Potenzial in sich bergen, eine erhöhte Sensibilität für die Lücken und nicht übersetzbaren Teile unserer internationalen und transdisziplinären Forschung zu generieren.

Einige der Mit-Fellows haben sich nach diesem Jahr entschieden, in Berlin zu bleiben, trotzdem sie kein Deutsch sprechen oder aber ihre persönliche Geschichte wohl gegen diesen Ort spricht. Das ist ein großes Argument für die Stadt, die mich persönlich allerdings aufgrund ihrer Weiträumigkeit nicht selten auch in meiner Entdeckerfreude gebremst hat. Zu Beginn meines Aufenthalts noch enthusiastisch zu den zahlreichen Tagungen eilend, die mir einmal alle so nahe erschienen, musste ich bald erleben, dass die großen Distanzen angestrebte Kontaktnahmen auch blockieren können. Wenn die Museen und Ausstellungen bis zuletzt mein Ziel blieben, war nach einigen Monaten klar, dass die Schaubühne zu meinem liebsten Theater würde – nicht nur wegen ihres aktuell innovativen Programms, sondern auch ihrer relativ raschen Erreichbarkeit halber. Aufgrund der Fülle des Angebots, die nicht nur das Kolleg allein, mit all seinen Abendvorträgen, Workshops, öffentlichen Konzerten, Empfängen und Einladungen, sondern auch die Stadt Berlin als solche bietet, war ich vermutlich nie zuvor so hin- und hergerissen zwischen den verschiedenen Möglichkeiten – um am Ende letztlich nichts davon wahrzunehmen.

Zumindest, was den letzten Monat anbelangt: Ich schreibe diese Zeilen von meinem heimischen Schreibtisch aus. Ein unglücklicher Unfall hat mich im Juni aus diesem Wissenschaftsjahr hinauskatapultiert. Ein schockartiger Schnitt, den ich (entgegen den ärztlichen Ratschlägen der traumatischen Chirurgie) so nicht gleich wahrhaben wollte – allerdings irgendwann annehmen musste. Und letztlich war es dann auch nicht das tatsächliche Ende dieses Aufenthalts: Mit der gewohnt überbordenden Großzügigkeit und findigen Hilfsbereitschaft, die das Wissenschaftskolleg schon das ganze Jahr über ausgezeichnet hatte, konnte ich die Infrastruktur von meinem heimischen Schreibtisch aus weiter nutzen, sodass sich vereinbarte Deadlines einhalten ließen: Neben meinem

Forschungsprojekt hat das Jahr nicht nur erlaubt, meine Habilitationsschrift ins individuell gestaltete Layout zu führen, sondern auch die Beiträge eines englischsprachigen Bandes über Liebe in der Renaissance weiter zu redigieren und, neben verschiedenen Vorträgen zu unterschiedlichen Epochen und diversen Themen, einen größeren Aufsatz zur *agency* von frühneuzeitlichen Porträtmedaillons in einer englischen Peer-Review-Zeitschrift unterzubringen – nicht zuletzt dank der produktiven Kommentare meiner (im englischen Wissenschaftsfeld beheimateten) Kollegen Michael Squire und Avi Lifschitz. Anders als meine Mit-Fellows schreibe ich diesen Bericht also nicht mehr an meinem Schreibtisch des Wissenschaftskollegs und dennoch voll der wachen Erinnerungen und fortwirkenden Bilder. Die lebendige Handlungsmacht dieser Bilder ist garantiert.